

Marie-Hélène Lafon: „Die Quellen“

Lebensleiden ohne Worte

Von Cornelius Wüllenkemper

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 05.06.2024

Die französische Autorin Marie-Hélène Lafon schreibt vom bäuerlichen Leben und Leiden am „Ende der Welt“ in ihrer Heimat Auvergne. Nicht das individuelle Lebensglück zählt hier, sondern Tradition, Landwirtschaft und Nachkommenschaft.

Dass die Hauptfigur in Marie-Hélène Lafons Roman „Die Quellen“ keinen Namen hat, ist Programm: Die junge Frau nimmt sich selbst kaum als ein Individuum wahr. Das Leben stößt ihr eher zu, als dass sie es bewusst lenkt oder gar reflektiert. Großgeworden ist sie auf dem Hühnerzuchtthof ihrer Eltern, den sie verließ, als sie Pierre, einen Bauerssohn aus der Nachbargemeinde heiratete. Dass etwas in ihrem Leben nicht stimmt, macht sich die junge Frau schließlich doch noch bewusst, behält es aber für sich.

„Sie hat jetzt Wörter dafür, nicht viele, zwei oder drei, das genügt; in all diesen Jahren hat sie Wörter gefunden, um mit sich zu sprechen, in ihrem Innern, über das, was mit ihr passiert, über das, was von Anfang an passiert ist, gleich nach der Hochzeit. Sie sagt diese Wörter zu niemandem, wie soll man sie sagen, vor den Leuten muss man so tun als ob, alle anderen sind Leute, auch ihre Mutter, ihr Vater und ihre Schwestern.“

Ihren Roman, zu weiten Teilen als Bewusstseinsstrom der namenlosen Protagonistin erzählt, siedelt Marie-Hélène Lafon Anfang der 1960er Jahre an. Geschlechterrollen sind im traditionell geprägten Milieu nicht verhandelbar. Männer wie Frauen haben hier die Erwartungen der Familie und der Dorfgemeinschaft zu erfüllen, so auch Lafons Protagonistin. Einsamkeit, Unglück, Verzweiflung und Depression prägen ihr Leben – auch wenn diese Worte im lokalen Sprachgebrauch nicht vorgesehen sind. In drei Jahren gebiert sie drei Kinder per Kaiserschnitt. Ihr Körper scheint längst nicht mehr ihr zu gehören.

Der prügelnde Mann, ein Schicksal, das sie zu ertragen hat

Dass ihr Ehemann Pierre sie regelmäßig misshandelt, sie verbal erniedrigt, und dass auch die drei Kinder Angst haben vor ihrem Vater, der nie gelernt hat, Konflikte gewaltfrei zu lösen, sieht diese Frau als ihr vermeintliches Schicksal, das sie zu ertragen hat.

„Sie hat ihr Leben so eingerichtet; sie wird dreißig, und ihr Leben ist ein Desaster, sie weiß es, sie steckt in der Klemme, festgenagelt mit den drei Kindern, er ist der Vater der drei Kinder, die sieht er kaum an, aber er ist der Vater, er ist ihr Ehemann und er hat Rechte.“

Marie-Hélène

Die Quellen

Aus dem Französischen von Andrea Spingler

Atlantis Verlag, Zürich

118 Seiten

20,00 Euro

Es ist eine harte, gar menschenfeindliche Welt, in die Marie-Hélène Lafon in ihrem kurzen Roman eintaucht. Lafon liefert in ihrem distanzierten, abtastenden Stil keine Charakterisierungen oder Figurenporträts, sondern begnügt sich mit nüchternen Berichten über alltägliche Gesten und automatisierte Gedankengänge, über Arbeitsabläufe auf dem Hof, über die Rollen, die der Kuhhirt, das Hausmädchen und die Bauersfrau spielen. Letztere leidet unter den Ausbrüchen und der Gewalt ihres Mannes, unter ihrem „verfälschten“ Leben und unter ihrem eigenen Körper, den sie mit einer „schweren, alten, müden, abgewrackten Kuh“ vergleicht. Diese Frau ist sozialer, verbaler und körperlicher Gewalt ausgeliefert, und doch liest sich „Die Quellen“ nicht eben wie ein feministischer Roman. Literatur sei dazu da, die Grauzonen und Widersprüche des Lebens auszuleuchten und nicht manichäisch in Gut und Böse zu teilen, betonte Marie-Hélène Lafon einmal in einem Kritikergespräch.

Die Erzählerin ist überall präsent aber nirgends sichtbar

Und tatsächlich enthält sich die Autorin jeder expliziten Be- geschweige denn Verurteilung des Geschehens und ist – ganz so wie ihr erklärtes Vorbild Gustave Flaubert es einst forderte – überall präsent aber nirgends sichtbar. Fast verstörend wirkt es zuweilen, wie Lafon zwar großes Unrecht und tiefe menschliche Einsamkeit beschreibt, aber niemals Partei ergreift, Schuld zuweist oder gezielt an emotionale Reflexe des Publikums appelliert. Nach und nach deckt Lafon die Vorgeschichte dieser missglückten Ehe auf und versetzt sich im zweiten, kürzeren Teil des Romans gar in die Gedankenwelt des prügeln den Ehemanns. Pierre war einst im Militärdienst in Marokko stationiert und dort in eine Frau verliebt, die er verlassen musste, weil sein Leben als Bauer in der Auvergne unabwendbar vorbestimmt war.

„Bei Suzanne hat er nie zugeschlagen, nie; sie hätte es nicht eine Sekunde ertragen. Es war ein anderes Leben, sie wohnten nicht zusammen, er war in der Kaserne, sie in der Stadt, sie hatte ihre Arbeit in den Büros und war ein paar Jahre älter als er, sie hatte in jeder Hinsicht Erfahrung. Eine Klassefrau, Suzanne war eine Klassefrau. Er weiß nicht, woher er den Ausdruck hat, aber er reserviert ihn für sie.“

Lafons Ton ist so präzise und nüchtern, dass umso mehr Platz bleibt, das Grauen dieser Ehe, den beklemmenden Zeitgeist in der französischen Provinz der 1960er Jahre im eigenen Kopf auferstehen zu lassen. Die Scheidung, die zunächst undenkbar war, wird schließlich vollzogen. Und doch hinterlässt dieser Roman, der einen zutiefst menschlichen aber nie pathetischen Blick in den Abgrund wirft, das ungu te Geföhl, dass Lafons Thema zeitlos ist. Dass im Jahr 2023 in Frankreich 244.000 Frauen Opfer häuslicher Gewalt wurden und 102 von ihnen an den Folgen ihrer Verletzungen verstarben, ist der bittere Beweis dafür.